

www.e-rara.ch

**Lehrreiche Gedanken mit kleinen Begebenheiten, zur Bildung eines edlen
Herzens in der Jugend**

Schönberg, Matthias <<von>>

Gedruckt, und zu finden im Fürstlichen Gotteshause St. Gallen, 1781

Stiftsbibliothek St. Gallen

Shelf Mark: SGST 13582 (K2)

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-102654>

[\$. CI - CXVIII.]

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Von der Sittsamkeit.

Das Verdienst ohne Sittsamkeit ist allezeit, und besonders bey jungen Leuten ganz unerträglich. Wer aber Verdienst und Sittsamkeit zugleich hat, der bringt gemeiniglich sich so viele Gönner zu wegen, als er Zuschauer hat. Nichts ist liebenswürdiger, als die wahre, und ungezwungene Sittsamkeit, welche nur aus den Regeln der Klugheit und der Religion muß hergeleitet werden. Wer dergestalten sittsam ist, der ist es sowohl, wenn er bey sich alleine, als wenn er in Gesellschaft ist; und er eröfthet sowohl in seinem Cabinet, als wenn aller Welt Augen auf ihn gerichtet wären. Eben diese Sittsamkeit hat nebst ihrem reichvollen Anmuth auch dieses an sich, daß sie die Tugend nicht nur zieret, sondern auch herzhafft vertheidiget; indem sie der Seele so eine lebhaftte und zärtliche Empfindung einflößt, daß diese von aller Gefahr, und von allem, was nur immer der Tugend gefährlich zu seyn

seyn scheint, sich großmüthig zu entfernen weiß.

„Man muß nicht nur unschuldig, sondern auch, so viel möglich, ausser allem Verdachte seyn,“ sagte Julius Cäsar, da er gegen dem Clodius seine Klagen anzubringen vor Gericht erscheinen sollte.

§. CII.

Von Sonderlingen.

Wenn die meisten Böses thun, so muß man ein Sonderling seyn, oder man muß aufhören ein ehrlicher Mann zu seyn. Das ist, man muß in solchem Falle nicht thun wie andere, wenn schon auch alle andere Böses thun. Die Grundsätze der wahren Religion, und der ächten Tugend sind in Rücksicht auf unser Gewissen jedesmal, und an jedem Orte, und allezeit die nämlichen; sie sind nicht, wie die Kleider veränderlich. Wer also, einem Menschen zu



gefallen, von diesen abweicht, der richtet sich zwar nach der Welt, aber nur nach der gottlosen: Er lebt wie andere, aber nicht wie man leben soll; nicht wie Leute, die ehrlich denken. Kurz zu sagen, er ist ein slavischer Heuchler, der keine Achtung verdienet, weil er selbst nur auf verächtliche Leute, nicht aber auf seine Pflicht, nicht auf sein Gewissen Achtung trägt.

Auch in gleichgiltigen Sachen handelte der politische Cato zuweilen wider die Meinungen, und Gewohnheiten seiner Mitbürger; nur damit er von den Urtheilen der Menschen unabhängig zu seyn lernet, wo es seine Pflicht also erheischen würde. Da er sah, daß man den Purpur sehr hell und brennend trug, wählte er ihn dunkel und matt. Und nach dem Tische gieng er öfters mit bloßen Füßen, und nur im Leibrocke aus. Aber auch schon in seiner ersten Jugend verrieth Cato diesen festhaltendē Character, den er sein ganzes Leben hindurch zeigte. Drusus, sein Onkel war Tribun des Volks, und
Pompe

Pompedius, einer von den Häuptern der Bundesgenossen, ließ sich einfallen, den jungen Cato im Scherz um eine Empfehlung bey seinem Onkel zu bitten. Cato schwieg nicht nur stille, sondern er bezeugte auch durch eine verdächtige Mine, daß er von dem, was man ihn bäthe, nichts zu thun Lust hätte. Pompedius drang weiter mit der Sache; und um selbe aufs äußerste zu treiben, faßte er den noch kleinen Cato beym Leibe, trug ihn ans Fenster, hielt ihn außerhalb demselben in der Luft schwebend, und drohete, ihn fallen zu lassen, wenn er ihm seinen Willen nicht thäte. Aber die Furcht richtete eben so wenig aus, als das Bitten, und Pompedius, da er den Knaben wieder in das Zimmer niedersetzte, rief auf:
 „ Was für ein Glück für uns Alle
 „ hürten, daß dieser Knab noch
 „ ein Kind ist; denn hätte er
 „ das männliche Alter, so be-
 „ kämen wir gewiß zu unserm
 „ Vorhaben, auch nicht eine
 „ Stimme. “

Von der Gesparſamkeit.

Sey ſparsam, aber nicht wie jene, die nur alsdann ſparen wollen, wenn ſie ihre Schulden abführen, oder einem Nothleidenden helfen ſollen; und dieß iſt allemal die Wirkung des Geiſes, der Ungerechtigkeit. Nein, was man dem Dürſtigen verſaget, iſt keine Sparſamkeit! und was man dieſem gutmeynend mittheilet, iſt keine Verſchwendung, ſo, wie es keine iſt, wenn man den Getreidsaamen mit voller Hande auf den befruchtenden Acker hinſtreuet, weil alles mit hundertfachen Gewinne einſt wieder aufkeimen wird. — Sey ſparsam, aber nur gegen dich ſelbſt. — Dieß iſt die ächte und fruchtbare Weiſe zu ſparen, wenn man für die Hofſart, für den wohlüſtigen Schlund, und für die Eitelkeit keinen Aufwand macht. So, und nicht anders, kann man gut Haushalten, den Segen Gottes gewinnen, das Vermögen mehren, und ſich ein wahres Anſehen machen.

Tho:

Thomas Cromwell, der unter der Regierung Heinrich VIII. eine ansehnliche Figur am englischen Hofe gespielt, war eines Schmidts Sohn, und kam anfänglich in sehr elenden Umständen nach Florenz, wo er weder Unterhalt, noch Freunde, noch Geld, noch Kleidung hatte. Ein reicher und angesehner Kaufmann allda, Namens Grescobaldi, welcher eines Tags dem Cromwell von ungefehr begegnete, wurde vom Mitleiden gegen das Unglück dieses Fremden, und von einer edlen Achtung gegen das Talent desselben so sehr eingenommen, daß er ihn nicht nur mit Kleidung vorsah, sondern ihm auch ein Pferd, und sechszeihen Ducaten schenkte, um seine Ausgaben bis in sein Vaterland zu bestreiten. Grescobaldi gerieth nach der Zeit selbst in Armuth, und kam nach England herüber, wohin er vormals einen ansehnlichen Handel trieb, und eine Summe von tausend und fünf hundert Ducaten bey verschiedenen Personen zu fodern hatte. Cromwell, der sich indessen bis zur Würde eines Lords er-



schwungen hatte, entdeckte seinen vor-
maligen Gutthäter, stund ihm in Ein-
treibung seiner Schulden treflich bey,
und bezahlte ihm nicht allein die erwähns-
ten sechzehn Ducaten wieder, sondern
gab ihm noch sechzehn hundert dazu, um
seinen Verlust mit Gewinne zu ersetzen.

Man ließt von Heinrich dem IV.
in Frankreich, daß er sich eine zimliche
Zeit nur mit einer einzigen Kutsche bes-
holfen habe, deren sich auch seine Frau
bediente. Es soll noch ein Brief vor-
handen seyn, in welchem er dem krank-
liegenden Herzoge von Sully schreibt:
„ Ich war willens euch zu besu-
„ chen, aber ich werde nicht könn-
„ en, weil meine Frau sich mei-
„ ner Kutsche bedient. “ —
Wohl ein schönes Beispiel, auch nur
darum, weil es so selten ist! Ja, ist
nicht bisher noch allezeit eben nur der
unmäßige Pracht von dem traurigen Un-
tergang der Familien, und ganzer Staats-
ten die meiste, wo nicht die einzige wah-
re Ursache gewesen? —

§. CIV.

Vom Spielen.

Ein bescheidenes Spiel, jenes namentlich, dem man Maasß und Zeit schon vorhinein bestimmt, ist ohne Tadel. Anders spielen ist allezeit sehr gefährlich. Es ist leichter gar nicht spielen, als im Spiele sich mäßigen können, oder jenen es wieder versagen, mit denen man sich auch nur einmal hat eingelassen. Der Appetit kommt, indem man ist. Man waget es immer noch einmal; aber so oft und lange, bis endlich ein unglückvoller Schritt geschieht, den man nachmals allezeit, aber gemeiniglich nur zu spät bereuet.

Casimir der II. König in Pohlen spielte öfters mit einem seiner Edelleute, welcher eines Tages wirklich sein Geld verlor. Der Edelmann vergaß vor Unmuth seine Pflichten, und weil er sich am Glücke selbst nicht rächen konnte, vergriff er sich an dem Günstlinge desselben. Er sieng zu streiten an; und in der Zornhize gab er sogar dem

Könige, seinem Herrn, eine Ohrfeige. Er wurde verurtheilet den Kopf zu verlieren; aber der großmüthige König widerrief das Urtheil, und sprach solches selbst wider sich, indem er sagte: Ich erkläre mich in dieser Sache allein für strafbar; denn ich muß durch mein Beyspiel eine schädliche Gewohnheit nicht unterstützen, welche bey dem Adel ohne hin so sehr eingewurzelt ist, und dessen gänzlichen Untergang nach sich ziehen könnte.

§. CV.

Von Spöttereyen.

Ein Spötter, der sich auf Kosten anderer gerne lustig machet, hat zu wenig Autorität dazu, wenn er nicht zugleich eine Oberkeit ist; und wenn er dieß wirklich ist, so hat er dessen zu viel. Schier allezeit läuft er Gefahr; und überall scheuet man sein spöttisches Genie, obschon man über seine Einfälle zuweilen auch lachet.

Ein

Ein Jüngling von 18. Jahren, der über einen Mann lachte, dessen äußeres Ansehen ihm gar nicht alt zu seyn schien, glaubte sehr wichtig zu spotten, indem er ihn fragte, wie alt er wäre? — „Ich werde euch dieses so gerade hin nicht sagen,“ erwiderte dieser: „aber ihr könnet glauben, daß ein Esel von 18. Jahren älter ist, als ein Mensch von vierzig,“

§. CVI.

Vom Tadel.

Unglücklich sind die, welche gerne tadeln, und von Sachen urtheilen, von denen sie doch wissen, daß sie selbe im Grunde nicht verstehen. Diese Leute würden mit ihren Aussprüchen nicht so dreiste heraus gehen, wenn sie bedenkten, daß sie eben dieses Fehlers wegen am meisten selbst zu tadeln sind; und das man sich anderer Orten gleicher Strenge, und gleicher Freyheit auch gegen sie bedienen werde. Ihr

ganzes, nur von einfältigen Leuten durch ihre Tadelsucht erschnapptes Ansehen endet sich sodann mit einer desto größern Schande, fast eben so, wie die garstigen Schweife der abenteuerlichen Meer: Sirenen.

Als einst ein Schuster an den Schuhen eines Gemäldes etwas tadelte, verbesserte Appelles den daran vermerkten Fehler. Der Schuster, der auf seine Anmerkung, da er sie verbessert sah, stolz war, fieng auch an das Bein zu tadeln. Worauf der Mahler ihm die bekannte Antwort gab, die zum Sprichworte geworden ist: Ne Sutor ultra crepidam. Schuster bleib bey deinem Leiste.

Ein Schneider Heinrichs des IV. hatte ein kleines Werkchen von Verbesserung des Staats aufgesetzt, welches er auch dem Könige, seinem Herrn, übergab. Der König nahm es lächelnd an, sah ein paar Seiten davon durch, und sagte sodann zu einem seiner Kammerdiener: „Rufet mir doch gleich
„schwind

„
„
„
„
„

der
er d
eber
sehe
mar
ben
Lei

S

Unt
scher
ses
ber
weil
ist.
ge

„ schwind meinen Kanzler her;
 „ er soll mir das Maas zu ei-
 „ nem Kleide nehmen; denn
 „ mein Schneider schreibt von
 „ Verbesserung des Staats. “

— Welch eine schöne Lehr für jeden,
 der sich über Gegenstände waget, die
 er doch nie studieret, nie geübet, und
 eben darum im Grunde niemals eingese-
 hen hat! so einem Wiclunge sollte
 man eben jenes auf den Ärmel schrei-
 ben: — — — bleib bey deinem
 Leiste.

§. CVII.

Vom Tode.

So sehr der Leib von der Seele zer-
 schieden ist, eben so groß ist der
 Unterschied zwischen dem Tode des Mens-
 chen, und dem Tode des Thiers. Dies-
 ses stirbt ganz dahin. Der Mensch ab-
 er lebt immer, auch nach seinem Tode,
 weil seine Seele ein unsterblicher Geist
 ist. — Es liegt vieles daran, das jun-
 ge Leute bey Zeit sich hievon einen ges-
 sun-

sunden Begriff machen, damit sie den zeitlichen Tod nicht zu sehr fürchten, zugleich aber für ihr ewiges Leben, auch schon in der Jugend zu sorgen niemals verabsäumen. Auch junge Leute nimmt der Schöpfer oft durch einen frühzeitigen Tod zu sich, und er will zuweilen schon in der Blüthe ihrer Jahre, so wie von dem frommen Isaac, auch von ihnen dieß Opfer haben.

Der Tod ist eine Strafe der Sünde. Kein Wunder ist es also, daß er so häßlich ist. Doch, der Tod zerstört nur das Haus, nicht den Einwohner, wie der heilige Augustin sagt. Nur den Leib zerstört der Tod, und zwar nur bis auf eine kurze Zeit, die Gott bestimmt hat, wo dann diese Hülle aus ihrem Staube wieder aufleben und empor steigen wird, so wie die Lilien im Frühlinge wieder empor wachsen. — Der Tod zernichtet die Seele nicht, er sündert sie nur von dem Leibe; und da dieser in sein Grab geht, so steigt zugleich die Seele aus dem irdigen, aus dem Leibe nämlich, in welchem sie, so
zu

zu reden, begraben war, zu einem bessern, zum ewigen Leben hervor.

Welch ein süßer Trost für uns Sterblichen! aber nur für die Gerechten, nur für die Tugendhaften, nur für den wahren Christen, dem das Sterben niemals weder zu schmerzlich, noch zu fürchterlich wird, sondern sogar zur Freude, zum Trost, und zur Ehre geworden ist, seit dem der Mensch gewordene Gott, um die Seinen durch sein Beispiel anzumuntern, und sie seiner trostvollen Verheißungen vollkommen zu versichern, selbst für den Menschen gestorben ist.

Der große Weltapostel Paulus wünschte sich zu sterben, und zwar bald zu sterben, nur damit er Christum seinen Erlöser, bald sehen könnte. Philipp. 1. — Eben dieß war der Wunsch des heiligen Kirchenlehrers Hieronymus, da er mit den Worten aus den hohen Liedern den Tod, den sonst so erschrecklichen Tod seine liebe Schwester nannte.

Komm,

Komm , o meine Schwester !
 sagte er , komm , o meine Braut !
 Komm und zeige mir jenen , nach
 welchem meine Seele sich sehnet.
 Zeige mir den Ort , wo mein
 GOTT sich aufhält ; den Ort , wo
 Christus , mein Geliebter wohnet.
 — Ich will nicht länger hier auf
 Erde bleiben. Ich will Heim ;
 ich will nach Hause , vom Elend
 ins Vaterland ; So seufzte mit ei-
 ner Christlichen Heldentugend auf ih-
 rem Sterbebett Maria von Oegnis-
 es , eine heilige Wittib.

Ein heydnischer Landvogt in Para-
 quarien hatte acht Nebenweiber , die
 er alle zu verlassen des Schlusses war ,
 um nach Anweisung des christlichen Ge-
 setzes nur mit einer allein sich rechtmä-
 ßig zu verehlichen. „ Ich liebe sie
 „ alle inniglich , aber noch mehr
 „ liebe ich IESUM Christum , und
 „ sein heiliges Gesetz , “ sagte die-
 ser Heyd , da er mit seinen Weibern in
 die

die
 de
 un
 keit
 gef
 G
 ten
 me
 gle
 sen
 die
 La
 run
 so
 La
 des
 die
 "
 "
 "
 "
 "
 "
 "
 "
 "
 "

die Kirche der Christen kam. Er wurde demnach, als einer der vornehmsten unter diesem Volke, mit aller Feyerlichkeit getauft; aber auch bald darauf sehr gefährlich krank, als hätte die Güte Gottes eben diesen Zeitpunkt erwarten wollen, um ihn zu sich in den Himmel abfordern zu können. Weil nun ein gleiches bey den Neugetauften in diesen Ländern sich öfters ereignet, und die Heyden deßhalben den christlichen Tauf, als wäre dieser eine Beförderung des Todes, zu scheuen pflegen, so bezeugte der Missionarius dem Landvogte über die gegenwärtige Todesgefahr sein größtes Leid. Worauf dieser antwortete: „ Pater! wenn
 „ ich noch ein Heyd wäre, so hätte
 „ te man wohl Ursache meinen
 „ Tod zu beweinen. Da ich aber
 „ jetzt als ein Christ sterbe,
 „ so muß man mir hiezu viel
 „ mehr Glück wünschen; weil
 „ ich als ein Erb des Himmels
 „ von dieser Welt in einen bes-
 „ fern Ort abgehe, und nicht so
 „ fast

„ fast sterbe , sondern ewig zu
 „ leben anfangen. “

Leonard Kimura , ein Geistlicher aus der Gesellschaft Jesu , wurde des christlichen Glaubens wegen im Jahr 1619. zu Nangasacki in seinem Vaterlande mit langsamen Feuer gebraten. Nachdem er in dieser erschrecklichen Peine mit schier unglaublicher Beständigkeit , und mit allgemeiner Erstaunung des Volkes lang ausgehalten , nahm er endlich die glühenden Kohlen , als eine kostbare Gabe Gottes in seine Hände ; legte solche zum Zeichen der Ehrerbietigkeit auf sein Haupt , und singend lud er alle Völker ein , mit ihm den Urheber des Lebens zu loben. So starb er. — Dieß wohl : dieß heißt sterben wie ein Held !

§. CVIII.

Vom Troste.

Nicht große Güter , oder hohes Ansehen , derer man keines aus dieser

ser Welt mitnehmen kann ; Nicht die Stärke und Gesundheit des Leibes , welche gar bald wie ein schwaches Gebäude zerfällt ; nicht die vielen Freunde , die uns zur Zeit des Todes , und oft noch eher verlassen : Kurz zu sagen , nichts anderes kann für den Weisen der wahre Grund des Trostes seyn , als nur das Vergnügen über eine gute That. Diese Gattung des Trostes kann uns Niemand rauben , und die Ehre davon macht uns in dem Andenken der Menschen unsterblich ; denn sie lebet noch hier auf Erde , auch nach unserm Tode , da wir als gute Christen die ewig glückseligen Früchte davon mit Christo schon im Himmel genießen.

Der undankbare Nero , der des Seneca , seines Lehrmeisters , gerne los seyn wollte , verwickelte diesen tugendhaften Mann in die Verschwörung des Piso , und verurtheilte ihn , so wie die andern , zum Tode. Seneca hörte sein Todesurtheil an , ohne die geringste Unruhe von sich blicken zu lassen ; und weil man ihm sogar den Trost
sein

sein Testament zu machen, nicht gestatten wollte, sagte Seneca zu den Seinigen: „ Wohlan! so überlaß
 „ se ich euch das einzige, aber
 „ zugleich das kostbarste, das
 „ Bild meines untadelhaften Lebens, worauf ich allezeit bestanden
 „ flissen war. Dieß allein wird
 „ für mich, und für euch allezeit
 „ der vollkommenste Trost
 „ seyn. “ —

§. CIX.

Von der Tugend.

Gebet dem Menschen alles, nur die Tugend nicht, und ihr werdet nichts zu seinem Glücke gethan haben, sagte Plato, das Haupt der akademischen Secte. — Gewiß! auch die schönsten Gaben und die größten Talente sind ohne die Tugend gemeiniglich das schädlichste Gift; sie sind wie die Waffen in der Hand

Han
auch
sten
fen
wen
Zug
wah
poli
ben
mach
—
steh
gen
An
ben
aus

2
Ag
von
wur
Mor
Ag
wie
er 1

Hand eines Rasenden, womit dieser auch den Unschuldigen, so wie sich selbst, ermordet. — Umsonst also hoffen junge Leute ihr Glück zu machen, wenn sie solches anders, als durch die Tugend suchen; und zwar durch eine wahre, nicht durch eine gekünstelte, nur politische Scheintugend, welche ihnen bey der klugen Welt nicht besser Ehre machet, als der leere Beutel ohne Geld. — Die ganze Weltweisheit bestehet in der Ausübung der Tugend, sagte der griechische Philosoph Antisthenes, und wir Christen haben dessen die untrügliche Versicherung aus dem Evangelium.

Als eines Tages in Gegenwart des Agésilas mit prächtigen Ausdrücken von dem großen Könige geredet wurde, ein Titel, welchen die persischen Monarchen sich geben ließen, sprach Agésilas: Ich begreife nicht wie er größer ist als ich, wenn er nicht tugendhafter ist.

Man

Man fragte einen Jüngling, was er endlich durch so viele Jahre in der öffentlichen Schule gelernet habe. Er antwortete: „tugendhaft zu seyn.“ Und in was besteht diese Tugend, fragte man weiter: „In diesem erwie-
 „ derte der weise Knab, das ich
 „ eine Freude habe, wenn ich
 „ Leute sehe, die noch tugend-
 „ hafter, und auch glücklicher
 „ sind, als ich.“ — So eine fluge Antwort war zugleich ein nicht geringer Beweis.

§. CX.

Von der Verleumdung.

Es ist leichter der Versuchung, als der Verleumdung zu entgehen; und nur der Tugendhafte ist gemeinlich der Gegenstand der Verleumdung, weil er wider das Laster sich öffentlich erkläret, und dem Gottlosen das Sünden-Handwerk niederzulegen, oder doch dessen Partey anzunehmen sich standhaft weigert. Die Verleumdung des
 Gott:

Gottlosen ist demnach ein sicheres Beweis-
 weis-^{thum} von der guten Aufführung
 des Tugendhaften, und diese gute Auf-
 führung ist auch die beste Widerlegung
 aller Verleumdung.

Dreßsig Jahre hielt sich Jesus
 der Welt: Erlöser als eine Privat-
 person in der Stille; und 30. ganzer
 Jahre redete jeder, der ihn nur kannte,
 alles Gutes von ihm. Kaum aber fieng
 er sein Predigtamt, und das Geschäft
 unsers Heiles an, sogleich war die Welt
 wider seine Unschuld mit Verleumdun-
 gen voll. Die Welt kann euch nicht
 hassen, sagte der Heiland zu seinen
 Jüngern, bevor er sie zu predigen aus-
 gesandt, mich aber hasset die Welt,
 weil ich wider sie Zeugniß gebe,
 daß ihre Werke böse sind. Johan.
 am 7. Kap.

§. CXI.

Vom Ungefähr.

Es sind sehr viele Dinge, die sich oft
 und täglich mit uns ereignen; Dins
 M. S. Lehrz. Ged. I ge,

ge, die zwar dem Ansehen nach sehr geringe scheinen, die doch indessen nicht anders, als nur aus besonderer Anordnung, und aus Verhängnisse Gottes geschehen, als ohne welchen gar nichts, auch nicht das Geringste geschehen kann, Luc. 12. Dergleichen Dinge geradehin, und überhaupt nur einem natürlichen Vorfalle, oder gar einem blinden Ungefähr zuschreiben wollen, dieß deucht mich eben so viel, als auf gut Atheistisch sagen: daß kein Gott im Himmel sey, dessen Vorsichte uns, und diese unsre Welt regieret. Allein nur solche Leute reden im solchem Tone, bey denen das Licht des Glaubens zum Theil, oder auch gänzlich schon erloschen ist. Leute, die, wenn sie in den Zeiten Christi gelebet hätten, aus gleichen Grunde sogar die Wunder Christi aus pur natürlichen Ursachen hergeleitet, und ausgeflügelt hätten. Leute, die faßt alles, so, wie die Thiere, nur mit fleischlichen Sinnen anschauen, und eben darum schier mehr Vieh als Menschen sind.

Der Gerechte entgegen sieht alles mit
ei

eine
Al
nib
den
der
wei
Gr
mag
nich
W
lisc
vor
Luc
Bo
fan
me
das
ord
kein
Ga
vor
get
Am
dan
der
Ge

einem bessern Auge an ; nur mit dem Auge eines lebhaften Glaubens. Er nimmt sein Schicksal nicht von dem blinden Ungefähr , sondern allezeit nur von der Hande Gottes her : weil er wohl weiß , daß ohne diese weder etwas Großes , noch etwas Kleines geschehen mag. Er weiß , daß die Wahrheit nicht lüget , welche saget : Daß ohne Wissen und Willen des himmlischen Vaters auch kein Haar von unserm Kopfe fallen werde ; Luc. 21. Und das dessen väterliche Vorsichte jedem Dinge seinen Anfang sowohl als sein Ende bestimmet , indem sie alles , gar alles , auch das Geringste allezeit liebevollst anordnet Cap. 8. 1. — Nein es ist kein Uebel in der ganzen Stadt , gar keines ist es , welches nicht von dem Herrn gekommen ; saget Gott selbst durch den Propheten Amos 3. Und er saget es nur darum , damit wir Buß thun , und er uns wieder aufhelfen könne. — Dieß sind die Gesinnungen des Gerechten über das

J 2

Schick:

Schickſal dieſer Erde; und alles dieſes iſt ihm weit gewiſſer wahr, als daß wahr iſt, daß es bey hellſcheinender Sonne Tag iſt.

Die Könige in Judenland, Roboam, 2. Paralip. 12. Aſa, 2. Paral. 16. und Joram, 2. Paral. 21. wurden von ihren Feinden öfters mit Krieg überzogen, und ausgeraubet. Während der Regierung des Aſchab wurde das ganze Land Iſrael, nebst einer anhaltenden Tröckne, mit einer ſchweren Hungersnoth geplaget. 3. Reg. 18. Und wer ſollte es läugnen, daß dieſe Dinge aus ganz natürlichen Urſachen geſchehen ſind? Gewiß, die Wißlinge unſerer Tage wurden darüber nur gelachet haben, wenn man ihnen hieraus eine beſondere Anordnung, oder eine Strafe von Gott hätte vorpredigen wollen. — — Doch es war eben nichts anders. Alle dieſe ſo natürlichen Zufälle waren die Strafen, womit Gott, wie er es ſelbſten bezeuget, die Sünde des Volkes, der Könige, und ihrer Väter wollte gezüchtigt wiſſen.

Die

Die treulose Söhne Jacobs bekannten es endlich, Gen. 42. Daß alles ihr Unheil nur eine Straf jener Sünde sey, die sie an ihrem unschuldigen Bruder Joseph, schon vor vielen Jahren, verübet hatten. Und selbst die abgöttischen Philistäer gaben Gott die Ehre, und sie gestunden 1. Reg. 5. und 6. es öffentlich, daß die Unglücke ihres Volkes nicht von einem Ungefähr, sondern nur wegen der Arche Israels von der rächenden Hand Gottes herkämen. — Wie? wäre es nicht eine übergroße Schande, wenn unter uns Christen einige, sogar von Juden und Heiden die Furcht Gottes noch lernen müßten? — Wenn des Menschen Sohn wieder kommen sollte, würden wohl seine Wunder, würden seine Drohworte auch jetzt einen Glauben finden? Luc. 18. Doch die Menschenkinder haben die Bücher des Moyses, sie haben die Propheten; diese sollen sie anhören, sagt Gott: Luc. 16. Und diese werden es ihnen bezeugen,

daß nicht ein blindes Ungefähr, sondern, daß nur die Hand des Herrn dieses und jenes gethan, und über sie verhänget hat, wie bey Amos am 3. Kap. zu lesen.

§. CXII.

Von den Vorgesetzten.

Nichts ist mächtiger, als das Beyspiel der Vorgesetzten, besonders der Großen. Was diese thun, und, was sie nicht thun, dieß ist gemeiniglich die Richtschnur, nach welcher die Untergebenen ihre Gesinnungen und Handlungen zu lenken pflegen; und dieß zwar in allen Stücken, und in allen Ständen von der Hütte des Bauers, bis in das Innerste des königlichen Palastes.

Noushirvan, ein König in Persien, den sein Volk seiner Tugend wegen den Gerechten nannte, war einst auf der Jagd, und wollte sich von dem erlegten Wildprete eine Mahlzeit zurückten lassen. Da es am Salze fehlte, schickte

ern,
Die
ber
108

schickte der König nach dem benachbars-
ten Dorf, befahl aber zugleich bey ho-
her Strafe, es nicht ohne Bezahlung
zu nehmen. " Nun, was würde
" es auch für ein Schade seyn,
" sagte einer von den Hofleuten,
" wenn man ein Bißchen Salz
" nicht bezahlte? " — Nous-
hirvan gab darauf zur Antwort:
" Wenn der Regent aus dem
" Garten seines Unterthanen
" heut einen Apfel nimmt, so
" werden die Hofleute morgen
" gewiß den ganzen Baum ab-
" leeren. "

ern,
Die
ber
108

spiel
der
was
die
erger
blunz
ar in
nden
das

Karl der XII. König in Schwes-
den sah einst einen misvergnügten Sol-
daten, der ein Stück schwarzes, und
verschimmeltes Brod aus Gerste und
Haber gebacken in Händen trug, wels-
ches damals die ganze Speise seiner
Truppen war, und woran es ihnen
auch öfters fehlte. Der König nahm
das Brod, aß es ganz auf, und sage

te so dann kaltsinnig zu dem Soldaten:
 „ Es ist eben nicht gut, aber es
 „ läßt sich essen. “ Durch so eine
 Aufführung machte der König, daß
 seine Armee Widerwärtigkeiten ertrug,
 die sonst dem gemeinen Manne wurden
 unerträglich geschiessen haben.

§. CXIII.

Von Vorwürfen.

Mache nicht leicht jemanden einen
 Vorwurf; es steht dieß eigentlich
 nur dem Obern zu, ohne dessen Auto-
 rität das Vorwürfmachen gemeinlich
 der Beweis eines groben Unverständes
 ist. Aber auch die Obern müssen dieß,
 falls behutsam zur Sache gehen, wenn
 sie anders nicht Gefahr laufen wollen,
 statt der Antwort eine Erwiederung
 zu bekommen, die ihnen oft ganz un-
 erwartet ist.

Einer, der in seinen Geschäften
 mehr darauf sah, wann es ihm, als,
 wann es andern gelegen wäre, machte
 einst

einst seinem Freunde den Vorwurf mit
 Vermelden: „ So treffe ich sie daß
 „ niemals an, als oft ich zu ih-
 „ nen kommen will. “ — Ja, ant-
 wortete dieser, „ weil sie niemals
 „ kommen wollen, als nur, wo
 „ ich nicht anzutreffen bin. “

Nachdem der türkische Kaiser So-
 liman Belgrad erobert hatte, kam
 ein altes Weib zu ihm und beschwerte
 sich, daß seine Soldaten alles ihr Vieh
 in einer Nacht gestohlen hätten, wo-
 rinn doch ihr ganzes Vermögen bestand.
 — „ Ihr müßet auch sehr feste
 „ geschlafen haben, “ sagte ihr
 der Sultan im lachenden Tone,
 „ daß ihr die Räuber nicht ge-
 „ hört habt. Freylich schließ
 „ ich, gnädiger Kaiser, “ er-
 wiederte die Alte, „ und zwar in
 „ dem Vertrauen schließ ich, daß
 „ Eure Hoheit für die allgemeine
 „ Sicherheit wachen würden. “
 — Der Sultan, dem es nicht an Er-

habenheit des Geistes fehlte, billigte diese Antwort, so dreist sie auch war, und ersetzte ihr den Schaden, den er hätte verhüten sollen.

§. CXIV.

Vom Urtheilen.

Man muß lange zuvor denken, und man muß ohne Vorurtheile denken können, wenn man die Wahrheit zu finden verlangt; wenn man mit der betrogenen Welt nicht betrogen werden, und in seinem Urtheile, besonders gegen den Nächsten, nicht irren will.

Was hab ich dann Böses gethan? rief der Philosoph Antisthenes auf, da man ihm sagte, daß er von den Leuten gelobet werde. — Nämlich das schmeichelhafte Lob des Sünders ist die Schande des Gerechten; und das beste Kennzeichen, das man lobenswürdig sey, ist dieß, wenn man von den Lasterhaften getadelt wird.

§. CXV.

Sti
begl
lig
jede
hin
glü
ben
Sa
nen
als
leze

in
irr
ha
die
D
er
sei
R
ric

§. CXV.

Von der Wahrheit.

Die Wahrheit ist die Mutter der Weisheit; aber ihre ungerathene Stieftochter, von der sie fast überall begleitet wird, ist der Haß. Glückselig also darf sich der Pöbel achten, und jeder, dem man die Wahrheit gerade hin, und ohne Scheu sagen darf. Unglücklich entgegen sind gewisse Leute, benanntlich die Adlichen, weil man in Sachen, die ihre Person betreffen ihnen gemeiniglich mehr Schmeicheln, als Wahrheit sagt, und dieß zwar als lezeit nur zu ihrem größten Schade.

Als Antiochus der VII. König in Syrien sich einst auf der Jagd verirret, und von seinen Leuten verloren hatte, mußte er in einer Bauerhütte, die er gähling antraf, übernachten. Da ihn die Leute nicht kannten, lenkte er über dem Essen das Gespräch auf seine Person, über die Aufführung des Königs. Man sagte ihm hier ganz aufrichtig und einfältig viele Dinge, die für

für ihn sehr wichtig, und eben so un-
 erwartet waren. Antiochus antwor-
 tete nichts darauf. Am folgenden Ta-
 ge, als seine Hofleute, die ihn überall
 suchten, auch dahin kamen, erzählte er
 ihnen, was er in dieser Hütte gehört;
 er gab ihnen aber zugleich einen derben
 Verweis mit Vermelden: „ Seit ich
 „ euch in meinen Diensten habe,
 „ so habe ich in Dingen, die mich
 „ angehen, noch nie die Wahr-
 „ heit gehört, als nur gestern. “

§. CXVI.

Von den Widerwärtigkeiten.

Nichts ist größer, als ein Mensch,
 der sein widriges Schicksal mit
 Großmuth auszuhalten weis. Weil a-
 ber junge Leute gemeiniglich, wie die
 zarten Pflanzen, in der Jugend noch
 schwache sind, so ist auch für diese nichts
 gefährlicher, als wenn sie den Zu-
 gendhaften im Unglücke den lasterhaf-
 ten Schmeichler entgegen im Glücke,
 und im Ueberflusse sehen. Doch, eben
 dieß

dieß ist das Geheimniß der göttlichen Vorsichte: und nur der Thor, nur der Unglaubige ist es, welcher die Tugend, und die gerechte Sache des Menschen von dessen zeitlichen Schicksalen abmessen will. Der Gerechte muß durch widrige Zufälle geprüft werden, damit er die Feste seines Glaubens, den Grund seiner Hoffnung, und die Größe seiner Seele zeigen könne; damit es offenbar werde, ob seine Liebe uneigennützig sey, und, ob er Gott wegen Gott allein, oder nur seiner zeitlichen Wohlthaten wegen gedienet habe. — Nur in Mitte der Feinde; nur bey einem gefährlichen Posto kann der Soldat seinem Könige, und der Gerechte sowohl sich, als seinem Gott wahrhaftig Ehre machen. Da indessen ein großer Theil der Leute durch sein zeitliches Glück immer nur unglücklicher wird, weil man hierdurch gemeinlich nur desto stolzer, und seines Gottes vergeßner, wird.

„ Mein Sohn! der Platz eines Königs ist da, wo die Gefahr ist, “ sagte der große

Ludwig XIV. zum Dauphin, als sie beyde den Belagerungen von Mons und Namur zugegen waren.

„ Weil du gerecht warest, das
 „ rum hat dich GOTT durch Wi-
 „ derwärtigkeit prüfen müssen, „
 sprach der Engel zu dem frommen To-
 bias. Ja selbst der Sohn Gottes hätte
 te seine göttlichen Tugenden niemals so
 scheinbar machen können, wenn er nicht
 eben so, wie er es wirklich gethan hat,
 hätte leiden, und sterben wollen.

§. CXVII.

Von den Wissenschaften.

Die Künste und die Wissenschaften ab-
 deln die gemeinste Herkunft, und
 sie erniedrigen den König, der ihren
 Werth nicht kennet.

Virgil las seine Verse dem HErrn
 der Erde, dem Augustus in seinen
 Zimmern vor. Horaz ward von dem
 Kais

Kaiser zum Liebling gewählt; und So-
raz durfte ausschlagen des Kaisers
Liebling zu seyn, ohne von diesem die
Ungnade zu befürchten. Der gelehrte
Pope war ein Katholik, ein verhaßter
Nahm bey einem Volke, bey welchem
die Vorurtheile, die es hat, vorzugs-
lich mächtig sind. Gleichwohl ist Po-
pe der Freund und die Freude dieser
Nation gewesen, und sein Bildniß steht
annoch in den meinsten Häusern von
Britannien.

Der große Weltbezwinger Alexan-
der hatte das ganze Asien schon bes-
ieget, da er seinem Lehrer, dem Aris-
toteles schrieb, er wollte lieber durch
ein ausnehmendes Kenntniß und durch
Wissenschaft, als durch die Größe sei-
ner Macht über alle Sterbliche erhoben
seyn. Ja, er trug kein Bedenken dem
Diogenes bey seinem Gasse in Cos-
rinthus zu sagen: „ Ich möch-
te Diogenes seyn, wenn ich
nicht Alexander wäre. “ —
So sehr, und billich sind Künste und
Wiss

Wissenschaften von Fürsten und Völkern allezeit geachtet worden, und zwar also, daß bey dem weisen Theile der englischen Nation nur die innere Würde des Menschen den wahren Werth des Menschen ausmachet, und daß selbst der Staatsminister von den Engländern verachtet wird, wenn er in Wissenschaften nicht ist, was er seyn soll.

Ein Hofmann sprach einst zum Könige von Arragonien und Sicilien Alphonsus V. er erinnere sich in der Geschichte gelesen zu haben, daß ein gewisser König gesagt habe, die Wissenschaften schickten sich für vornehme Leute nicht, und folglich dürften diese sich nie den Kopf damit anfüllen. „ Du irrest
 „ mein Freund! antwortete ihm
 „ Alphonsus, kein König sondern
 „ ein Esel hat es gesagt. “

S. CXVIII.

Vom Ziel u. Ende des Menschen.

Gott dienen, und dieß zwar zu jeder Zeit, in allen Ständen, in allen

len Dingen, dieß ist alles, und das einzige, warum der Mensch erschaffen ist. Es ist also nichts nothwendigeres, als Gott dienen: Es ist aber auch nichts leichters, und nichts nützlicheres. Dieses sollen wir als Kinder vor allem andern lernen; dieß sollen wir im männlichen Alter stets gedenken, und als besagte Greise niemals vergessen: nämlich, daß wir nur darum leben, damit wir den göttlichen Willen anbethen, und vollziehen mögen. Alle unsere Meinungen, Absichten, und Werke müssen demnach nur dahin abzielen; weil alles andere allezeit ein leerer Schuß neben der Scheibe ist.

Man erzählt vom Kaiser Karl dem V. daß er einst einen todkranken Hofherrn besuchet, dem er seiner großen Verdienste wegen alle kaiserliche Gnad und höchste Hulden antrug. — „Nur um eine einzige Stund bitte ich, daß Euer Majestät mir das Leben verlängern,“ sagte der Sterbende. Der Kaiser seufzte hierüber, mit Vermelden, daß er dieses

ses zu thun unfähig, und ja selbst ein
 sterblicher Mensch wäre. Worauf der
 Todfranke mit Vergießung der bitters-
 sten Zähre sprach: „ So hab ich
 „ dann mein ganzes Leben nur
 „ zum Dienste eines Menschen
 „ verwandt, der mir jetzt mei-
 „ ne Tage auch nicht um eine
 „ Stunde verlängern kann! —
 „ Mich Elenden! — ich gehe
 „ nun aus der Welt, bevor ich
 „ gelernet habe, warum, und
 „ zu welchem Ende ich auf dies-
 „ se Welt gekommen bin. “ —
 So starb er. —

Ich muß dich doch etwas frage-
 Gen, sprach ein junger Adler zu ei-
 nem tieffsinnigen, grundgelehrten Uhu.
 Man sagt, es gäbe einen Vogel,
 mit Namen Merops, der, als
 oft er in die Luft steigen will,
 mit dem Schweife voraus, mit
 dem Kopf aber gegen die Erde ge-
 kehrt

kehret fliege. Ist das war? —
 Er nicht doch; antwortete der Uhu;
 „ Es ist dieß eine albere Erdichtung
 „ des Menschen, der wohl selbst ein
 „ solcher abenteuerlicher Merops seyn
 „ mag, weil er den Himmel, zu dem er
 „ erschaffen ist, nur gar zu gerne ers-
 „ steigen möchte, ohne die Erde, auch
 „ nur auf etwelche Augenblicke, aus
 „ dem Gesichte zu verlieren. Aber es
 „ ben dadurch verliert er beydes; die
 „ Erde, weil er für diese nicht erschaf-
 „ fen ist, und zugleich den Himmel,
 „ weil er für diesen weniger, als für
 „ die Erde besorget ist. “



Verz